

Das Unpäßliche an der Familie: zum Counterpart einer Institution in Bildungs- und Berufskarrieren

Krüger, Helga

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krüger, H. (1997). Das Unpäßliche an der Familie: zum Counterpart einer Institution in Bildungs- und Berufskarrieren. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 971-984). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139654>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Das Unpäßliche an der Familie

Zum Counterpart einer Institution in Bildungs- und Berufskarrieren

Helga Krüger

1. Problemstellung

Mit der Frage: »Was füllt Ihren Tag?« assoziieren interviewte Ehemänner ganz ausschließlich ihre beruflichen Belastungen (Braemer 1996). Was sagt – prototypisch für viele – eine der Ehefrauen?:

»Hmm, warten Sie mal, na ja: Beruf und Kind. Und dann hab' ich ja noch Haushalt, Garten, – Mann und Wäsche.« (Krüger u.a. 1987: 15)

Die Ungleichgewichtigkeit der Aktivitätsakzentuierungen von Personen, die *beide* Familie *und* Beruf haben, hat mich zu diesem Vortrag motiviert. Der Titel allerdings deutet bereits an, daß ich weniger die subjektive Wahrnehmungsperspektive ins Zentrum rücke, als vielmehr die Biographiegestaltungsgeber im Hintergrund, die Institutionalisierung von Beziehungen, die die Bedingungen biographischer Konstruktionen abstecken.

Die Betrachtung von Familie als Institution führt tief in das Geflecht jener Organisationen hinein, die den Lebenslauf strukturieren. Modernisierung – und zudem, wie die Plenarthematik vorgibt, individuelle Modernisierung – ist m. E. nicht zu diskutieren, ohne sich dieser Diffundierung von Familie in die übrigen Institutionen des Lebenslaufs bewußt zu werden, die ihr durchaus einen latenten Bedeutungszuwachs bescheren. Dieser allerdings dient nicht der Stützung von Familie als Solidargemeinschaft im emphatischen Sinne des Wortes, sondern der Koordinierbarkeit von institutionellen Zugriffen auf die Lebensläufe ihrer Mitglieder mit der Folge sich erhöhender Spannungsverhältnisse zwischen Individualisierung und Beziehungsabhängigkeit.

Doch durch die bemerkenswerte Unterbelichtung der Analyse von Verknüpfungsprinzipien *zwischen* Institutionen der sich ausdifferenzierenden Moderne hat die soziologische Forschung und Theoriebildung Mühe, die empi-

rische und theoretische Relevanz von Familie für andere Institutionen zu erkennen. Näherliegend scheint es, sich in modernisierungstheoretische Diskurse über Anerkennung zu flüchten oder moralisch-normativ zu überhöhen, was sich realitätsbedingt als neue Herausforderung in die Individualverläufe Erwachsener einlagert, trotz der Veränderungen vor allem im weiblichen Lebenslauf und der abnehmenden Dauer von Partnerschaften, und trotz der Akzentuierungen des individualisierten Lebenslaufs in der vorerwerblichen Bildungs- und der darauf aufbauenden Erwerbs- und Ruhestandsphase.

Familie erweist sich aus dieser Sicht als doppelt »unpäßlich«, als strukturelle und private Irritation im marktzentrierten Lebenslauf der Moderne – und als blinder Fleck in der Betrachtung der Institutionenlogik von Bildung, Arbeitsmarkt und Sozialpolitik. Um das fast merkwürdig anmutende Verhältnis von Auslassungen, Akzentuierungen und Zuschüttungen von Familie in der Bildungs-, Berufs- und Lebenslaufforschung aufzudecken, formuliere ich als Ausgangshypothese, daß wir Familie stets *am falschen Ort des Lebenslaufs* suchen, nämlich nur in dessen Mitte, und stets *am falschen Platz*, nämlich auf der Ebene subjektiven Handelns, der Mikroebene also, und sie stets nur *partiell* sehen, nämlich ganz überwiegend nur hinsichtlich des Lebenslaufs eines Geschlechts, des weiblichen. Ich lade dazu ein, einmal Abschied zu nehmen von der fein säuberlichen Trennung der Lebenslaufbetrachtung in eine männliche und eine weibliche Normalbiographie (zuerst Levy 1977) und dem jeweils geschlechtsdifferent erreichten Grad der Freisetzung aus institutionellen Zwängen (kritisch hierzu auch Gerson 1993). Statt dessen bitte ich, den Lebenslauf insgesamt als geschlechtervernetztes Arrangement zu betrachten, unser Augenmerk also auf jene gesellschaftlichen Verhältnisse zu richten, die diese Beziehungen auch davor und daneben strukturieren. Familie erscheint dann als nur derjenige Ort in diesem Verbund, an dem sich die Individualverläufe realiter verknüpfen.

Ich schlage vor, in Verbindung mit individueller Modernisierung nicht bei der Analyse von Differenzierung und deren jeweiliger Institutionalisierung stehenzubleiben, sondern die zugleich entstandenen Verknüpfungsprinzipien und wechselseitigen Funktionsabhängigkeiten in die Betrachtung einzuschließen. Diese – so meine These – setzen mehr denn je aus (wie auch immer temporären oder dauerhaften) Paarbeziehungen heraus handelnde Personen voraus, Personen, die vor Eintritt in familiäre Beziehungen jeweils individuell Bildungsinstitutionen durchlaufen, marktrelevante Zertifikate erwerben und Berufspositionen erreichen, bevor sie – heute inzwischen oft ganz gegen ihre subjektiv anderen Intentionen – ungleichgewichtige Geschlechterverhältnisse realisieren. Damit rückt die *institutionelle Mehrdimensionalität* der Moderne und

die hierüber neu entstandenen Integrationsleistungen der Subjekte ins Zentrum. Was ansteht, ist die von Giddens (zuletzt 1995) eingeforderte Analyse dieser Mehrdimensionalität durch die Auslotung des Verknüpfungs- und Netzwerkmanagements, das der Funktionsdifferenzierung als Integrationskitt vorausgesetzt ist, wenn auch in vielen Fällen latent.

Ich beginne mit der Betrachtung von Familie jenseits der biographischen Lebensmitte, wende mich danach dem Wandel im modernen Familienmanagement zu und seinen internen sowie externen Stabilisatoren, und frage dann erneut nach den Konsequenzen für die Institutionengestaltung des Lebenslaufs.

2. Die unentdeckte Familie in Bildung und Beruf: übersehene Institutionalisierung eines vorweggenommenen Verhältnisses im Individualverlauf der Geschlechter

Die Begrifflichkeit »unentdeckt« steht für das schlechte Gedächtnis der Soziologie hinsichtlich der historischen Entscheidung, sich in der Verteilung der Geschlechter auf unterschiedliche Arbeitsmarktsegmente und entsprechende Berufe nicht nur auf Sozialisationsprozesse zu verlassen, sondern Familie als Schaltstelle geschlechtsspezifischer Lebensführung bereits lange vor der Heirat zu institutionalisieren, d.h. am Übergang von der Jugend- in die Erwachsenenphase. Leider aber finden wir kaum Bildungssoziologen, die diesen Aspekt betonen. Erst die sozialhistorisch ausgerichtete Frauenforschung hat darauf aufmerksam gemacht, daß unser Berufsbildungssystem ein politisch gewolltes und hartes Lebenslaufgestaltungsprinzip darstellt. Denn um die Jahrhundertwende wurde strikt differenziert zwischen zwei Typen von Berufen: den sogenannten »natürlichen Berufen« für Frauen als zukünftige Familienerhalterinnen (Pflegen, Erziehen, Beziehungen gestalten, den Haushalt instandhalten) und den »existenzsichernden Berufen« für Männer in ihrer späteren Familienernährerfunktion (vgl. zuletzt Kleinau/Mayer 1996). Ohne auf die Kompromisse zwischen Arbeitgebern, Staat und Gewerkschaften näher einzugehen (vgl. u.a. Schlüter 1987; Krüger 1995), sei das Resultat, die Inkorporierung von Familie in die Binnenstruktur beruflicher Bildung, festgehalten: die fortan dauernde Zweiteilung Beruflicher Bildung in einerseits ein markt- und tarifrechtlich integriertes duales System, jener Lehrlingsausbildung mit struktureller Verbindung in die entsprechenden existenzsichernden *Berufe im Arbeitsmarkt*, das wir heute fast als Synonym für Berufliche Bildung

schlechthin benutzen, und andererseits in die Ausbildung für Frauen als Pflege und Entfaltung von *Weiblichkeit jenseits marktlicher Existenzsicherung*. Sie wurde nicht als berufliche Qualifizierung organisiert, sondern als *Kulturaufgabe* der Länder verstanden – mit der ebenfalls politisch begründeten, also bewußt intendierten Folge, junge Frauen vom marktintegrierten und tarifrechtlich gesicherten Bildungs- und Berufssystem fernzuhalten und sie stattdessen über ein Vollzeitschulsystem, den sogenannten Bildungsanstalten für Frauenberufe, an das heiratsfähige Alter heranzuführen bzw. ihre Erwerbsbeteiligung auf ein vorfamiliales Zwischenstadium festzulegen.

Die Verknüpfung von beruflicher Bildung mit Familie intendierte seinerzeit explizit und bewußt die strukturelle Sicherung des Lebenslaufs als Partnerschaft, als aufeinander verwiesene Geschlechterbeziehung – und sie dauert fort. Bekannt ist, daß sich heute rund 80% der jungen Frauen auf nur 15 Berufsausbildungen im dualen System konzentrieren. Vergessen aber wird hinter diesem »Ärgernis«, das die Sozialisationsdimension von »Berufswahlen« für die eine Hälfte der Gesellschaft, die weibliche, in Verruf brachte, daß dieses nur auf die Minderheit der Vielzahl von Berufen im weiblichen Arbeitsmarktsegment vorbereitet, daneben aber nämlich vollzeitschulische Berufsbildungssystem weiterexistiert, und zwar für weit mehr als zusätzliche 15 unterschiedliche Berufe. Für diese hat – kurzzeitig unterbrochen nur in der ehemaligen DDR – Berufliche Bildung ihre für das duale System etablierte Schutzfunktion über die Standardisierung des Marktwertes von Abschlüssen nie erreicht, d.h. deren Tarifsicherheit, deren Sicherung gegenüber rein arbeitgeberischen Verwertungsinteressen an »on the job«-Qualifizierung, deren Zuweisung auf Berufe mit Laufbahnprinzipien. Und doch: Ausbau- und Differenzierungsprozesse für immer mehr sogenannte Frauenberufe innerhalb des weiter expandierenden weiblichen Vollzeitschulsystems dauern an: So sind v.a. in den 80er Jahren die bis dahin wenigen zweijährigen Assistentinnenausbildungen, die zu beruflichen Sackgassen im Arbeitsmarkt führen, auf weit über 30 verschiedene angestiegen (neben den »klassischen« pharmazeutisch-technischen oder medizinisch-technischen Assistentinnen z.B. die Informatik-, Wirtschafts-, Diät-, Sozialassistentin usw., vgl. Frackmann/Schild 1988) – bei Beibehaltung älterer Ausbildungsformen, so der ein- und zweijährigen Hauswirtschafts- oder Handelsschulen zur Verbesserung des allgemeinen Bildungsabschlusses bzw. vorqualifizierend, um im Wettbewerb mit männlichen Lehrstellensuchenden weiblicherseits konkurrieren zu können (Braun/Gravalas 1980). In anderen Teilen halten sich Ausbildungen in gänzlich privater Trägerschaft, und sie weiten sich angesichts der Expansion personenbezogener Dienstleistungen aus – mit der Folge der Verwahrlosung der Beruflichkeit

von Arbeitsverhältnissen bzw. mit konjunkturabhängigen Verwerfungen zwischen Laien-, Familien- und Berufsarbeit – auch mit der Folge, daß diese Schüler/innenschaft die für das Beschreiten des etablierten zweiten Bildungsweges notwendigen allgemeinbildenden Fächer in der Ausbildung oft nicht angeboten bekommen. Sie fehlen in der immer noch privat organisierten Ausbildung etwa der Kranken-/Kinderkranken-, Entbindungspflege, der Ausbildung zur Beschäftigungs- oder ArbeitstherapeutIn, MasseurIn, LogopädIn, Physio-/ErgotherapeutIn oder GymnastiklehrerIn usw. Die inzwischen staatlich übernommenen Ausbildungen bieten wenigstens diese, behielten aber die Vollzeitschulform bei, d.h. sie sind nicht ins bundeseinheitliche Berufsbildungsgesetz übernommen, sondern – eben als Kulturaufgabe der Länder – uneinheitlich geregelt, wie z.B. die zur Altenpflegerin, Kinderpflegerin, Erzieherin, Sozialbetreuerin, Familienhelferin, Integrationshelferin usw. (Krüger 1991).

Es liegen keine Übersichtstabellen über die faktische Zahl der Berufe und Abschlüsse vor und nur sektorale oder monographische Studien über die daraus folgenden Benachteiligungen im Arbeitsmarkt. Die sehr viel kürzeren beruflichen Verweildauern – sie liegen in der Krankenpflege etwa bei drei Jahren (Landenberger 1993) – zeigen aber die um die Jahrhundertwende intendierten Lebenslaufeffekte. Und was diese Ausbildungen – neben ihrem oft nur regionalen oder trügerspezifischen Marktwert – ebenfalls von der dualen, ursprünglich nur Männern vorbehaltenen Lehre unterscheidet: noch heute verlangen die weiblich stereotypisierten Vollzeitschulausbildungen häufig hohe *Vorqualifikationen* (mittlere Reife oder eine ein- oder zweijährige »Vorlauf«-Berufsfachschule) und bieten keine Ausbildungsvergütung (Lehrlingsentgelt), sondern viele erfordern ganz im Gegenteil hohe Schulgeldzahlungen (z.B. Kosmetikerin, Krankengymnastin, Fußpflegerin usw.). Die Familienbindung weiblicher Berufsbildung verlangt ihren eigenen Preis. In allen Fällen entspricht die Entlohnung den hohen ökonomischen wie zeitlichen Bildungsinvestitionen nicht (Krüger 1992). Und obwohl diese Kosten kaum unter denen für ein Fachhochschulstudium liegen, sind sie nicht in die Bildungsinvestitionsforschung eingegangen, da diese vom erreichten *Arbeitsmarktniveau* auf Bildungsinvestitionen zurückschließt – männliche Verhältnisse von Aufwand und Ertrag unterstellend.

Eine offene Forschungsfrage ist, wie weit geringe Entlohnung und/oder ein fehlendes berufliches Aufstiegssystem nicht nur den Erwerbsverzicht nach Familiengründung, sondern auch die *Heiratsneigung* beim weiblichen Geschlecht steigert – wohl gemerkt: nicht geringe oder hohe *Bildungsinvestition*, wohl aber fehlende individual-existenzsichernde Zukunftschancen. Gut un-

tersucht allerdings sind die Folgen berufsbedingt ungleichgewichtiger Ausgangspositionen in *innerfamiliären Aushandlungsprozessen* zwischen den Geschlechtern hinsichtlich der Verteilung von Familien- und Erwerbsarbeit. Hier zeigt sich: Spätestens mit Gründung eines eigenen Familienlebens geht die alte, historische Rechnung immer wieder auf – nun personifiziert und ganz rational. Denn obwohl seit den 70er Jahren Erwerbsarbeit der Frau und Familienbeteiligung des Mannes zwischen den Partnern aushandlungsbedürftig geworden sind, und das je nach Lebensphase und Arbeitsanfall immer wieder neu (Jurczyk/Rerrich 1993) – erhöht sich *mit zunehmendem Alter* die Einkommensasymmetrie zwischen den Partnern und damit die schon ökonomisch gut begründbare Reduzierung/Unterbrechung von Erwerbsarbeit seitens der Frau, nicht des Mannes. Bei jeder weiteren Erwerbsunterbrechung aber nimmt die Wahrscheinlichkeit von erneuten Qualifikations- und Gehaltseinbußen (Engelbrech 1991) zu, die die weiblich-lastige Verteilung familiärer Eigenarbeit nicht nur normativ, sondern auch ökonomisch begründet stützen.

Es ist also keineswegs müßig, Familie im arbeitsmarktvorbereitenden Bildungssystem zu suchen, sondern erst hierüber wird dessen Multifunktionalität für die Lebenslaufgestaltung deutlich, d.h. die Vielschichtigkeit seiner Allokationsfunktion: zum einen auf Berufstypiken mit dahinter liegendem Leitbild von *Familie* als geschlechtsdifferenter Existenzsicherungsform und zum zweiten erst auf die i.d. R. mit dessen Plazierungsfunktion assoziierten hierarchisch gestaffelten Berufsniveaus im Arbeitsmarkt – und es zeigt sich die Unpäßlichkeit von Familie für die Individualisierung weiblicher Lebensläufe in aller Schärfe.

Wie formulierte Auguste Comte ganz im Sinne der vorausgehenden Zeit des entstehenden Bürgertums und der Aufklärung?

»Tel est le vrai sens général de la progression humaine: rendre la vie féminine de plus en plus domestique et la dégager davantage de tout travail extérieur, afin de mieux assurer sa destination affective.« (zit. nach Pavis 1951: 41)

In deutschem Sturkturzusammenhang materialisiert: Während bei Männern – schon berufsbildungspolitisch verfestigt – Familie als Erwerbsarbeit stützendes Prinzip in Rechnung gestellt ist, bleibt sie ein Counterpart im Erwerbsverlaufshorizont von Frauen – strukturelle Barrieren gegenüber individuellen Versuchen der Veränderung von Geschlechterverhältnissen setzend.

»Familie« ist also keine Institution mit lebensbiographisch festen Grenzen, sondern sie durchwebt die übrigen Institutionen des Lebenslaufs, und es ist ebenso blickverstellend, nun umgekehrt den Erwerbsverlauf verheirateter Frauen als allein durch familiäre Muster strukturiert anzunehmen. Familie und

Weiblichkeit haben sich in verschiedene weibliche Berufskonstrukte sehr unterschiedlich eingelagert, so sehr, daß sie weibliche Erwerbsverläufe selbst von Familienfrauen mit Kindern berufstypisch ausdifferenzieren. Aus Ermangelung des Platzes sei hier nur soviel festgehalten: Sie beeinflussen, ob z.B. Frauen überwiegend auf weitere Erwerbsarbeit verzichten (Friseurinnen), nicht versicherungspflichtig erwerbstätig werden (Kinderpflegerinnen), in andere Tätigkeitsfelder überwechseln (Verkäuferinnen) oder in das erlernte Feld zurückkehren (kaufm. Angestellte) – ganz jenseits übrigens der subjektiven Realitätskonstruktionen der Frauen selbst (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996).

Damit stellt sich die Frage, ob es sich bei Familie, die ja nicht Individualverläufe sondern Paarbeziehungen einfordert, um ein Phänomen des cultural lag handelt, eine sich auflösende Erscheinung der Vormoderne, oder nicht. Um diese Frage zu beantworten, nehme ich im folgenden erneut eine von der bisherigen Betrachtung von Familie abweichende Erweiterung der Perspektive vor: Ich fokussiere das Verbundsystem von Familie mit den übrigen lebensbiographisch relevanten Institutionen in der Lebensmitte des Individualverlaufs und frage mit Mary Douglas: »How institutions think« – so der Titel ihres 1986 erschienenen Buches. Ich zentriere die Aufmerksamkeit auf die Existenzsicherungsbedarfe, Funktionsweisen und das Lösungsmanagement von Institutionen, die Familie für die eigenen Belange reklamieren.

3. Familie im Verbund mit Institutionen des Erwachsenenverlaufs oder: externe Stabilisierung ungleich gewichteter Erwerbsverläufe

Die klassische, und, wie wir nun wissen, bildungs- und berufspolitisch nicht unerheblich vorstrukturierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie ist bekannt. Wenn James S. Coleman (1982) aber sagt:

»Als die Familie zum Anachronismus wurde, umgeben von ihr fremden Institutionen, in denen die Männer den großen Teil des Tages verschwanden, wurden die Frauen gleichsam im toten Gewässer zurückgelassen, das für die zentralen Aktivitäten der Gesellschaft zunehmend bedeutungslos wurde.« (zit. n. Liegle 1988: 111)

dann hat er sicher recht, was die Mißachtung von Familie in gesamtgesellschaftlicher Bewertung angeht. Doch die Annahme von ihrer zunehmenden Irrelevanz für die zentralen Aktivitäten der Gesellschaft ist eine sozialstrukturelle Fehleinschätzung – wenn er sie auch mit vielen teilt.

Schon die von Beck-Gernsheim formulierte These über »Beruf als 1½-Personenkonstrukt« (1980) verweist auf eine andere Bedeutungsdimension: die des Verbundsystems von Arbeitsmarkt und Familie, das eine den Arbeitsmarktbelangen voll zur Verfügung stehende Person und eine halbe voraussetzt, die ersterer den Rücken freihält gegenüber familialer Arbeit. Um den Konfigurationsverbund aber vollständig zu erfassen, ist diese These ergänzungsbedürftig. Denn die das 1½-Personenkonstrukt tragende Partizipationskonfiguration des Erwachsenenverlaufs in Paarbeziehungen liefert auch die Basiskonfiguration für eine große Zahl weiterer Institutionen, die auf Familie als Personenverbundsystem in der Organisation gesellschaftlicher Reproduktion setzen: so die Zeitstruktur des (nicht einmal als garantierte Halbtagschule organisierten) Bildungssystems, die der Erziehungs- und Betreuungseinrichtungen, die Organisation der Nachsorge-Krankenpflege, Altenpflege, der Einzelhandel, Banken, Arztpraxen, die Ämter des öffentlichen Dienstes usw. Sie alle – die ich im folgenden als Anliegerinstitutionen an Familie bezeichne – machen die Familie unter eigenökonomischen Kalkülen zugleich zur Basis ihres institutionalen Handelns. Denn in Ergänzung zur »Geldposition« des Familienernährers, bei der sich die Partizipation im Arbeitsmarkt auf Familienarbeit durch andere stützt, beinhaltet Familie für die Anliegerinstitutionen das Kalkulieren mit der Verfügbarkeitsbereitschaft eines erwachsenen Familienmitglieds für in Anspruch zu nehmenden Betreuungs-/Öffnungszeiten.

Offe (1984) setzt dieses Prinzip in seiner These von der Dienstleistungsexternalisierung voraus, von der konjunkturabhängigen Verschiebbarkeit öffentlicher Aufgaben in die Privatfamilie und zurück. Zu Recht: Die sich um die Institution Familie herumrankenden Anliegereinrichtungen ersetzen familiäre Aufgaben ja keineswegs, sondern indem sie ihre eigenen Logiken der Personal-, meint Kostenminimierung, verfolgen, halten sie an Familie fest und verstärken oder mildern – je nach sozialstaatlicher Konjunkturlage übrigens – das Unpäßliche an Familie für den Erwerbsverlauf desjenigen, dem die Familienmanagerrolle zufällt.

Unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Organisationsprinzips dieser Institutionen gilt also: Nicht nur männlich strukturierte Berufe, sondern auch reproduktive Dienstleistungen basieren auf einem 1½-Personenkonstrukt, diesmal allerdings mit umgekehrtem und das heißt auch komplementärem Vorzeichen. Das Verbundsystem von Familie mit externalisierten Familienaufgaben von Erziehung, Bildung, Abhängigenförderung und -versorgung usw. unterstellt eine abrufbare Person für die Belange von situativ und biographisch wechselnden Betreuungsleistungen *und* eine Ernährerperson, die erstere für externe Dienstleistungs-koordination/-reduzierbarkeit freige-

stellt. Auf dieser Basis operiert jede der Institutionen des Erwachsenenverlaufs und inkorporiert zugleich die Familienposition einer zweiten Person in die je eigene Konstruktion.

Aus Sicht des Individualverlaufs läßt sich – ähnlich wie die per Bildung erreichte Erstposition auf dem Arbeitsmarkt – die Familiengründung als eigener Typus von entry-passage in dieses Institutionenpuzzle beschreiben, das aus der temporär wechselnden Addition von Vergesellschaftungsprinzipien der übrigen Familienmitglieder entsteht. Der Eintritt in die Familiengründung bringt individuelle Lebensverläufe ja nicht nur in die Abhängigkeit von anderen Familienmitgliedern, sondern diese sind ihrerseits über institutionale Gestaltungsprinzipien vergesellschaftet – so etwa die Institutionenstrukturierung der Kindheit, innerfamiliär jedes geborene Kind nach Altersrhythmen gestaffelt vergesellschaftend, nicht etwa Geschwister synchronisierend. Auch dieses bedeutet angesichts der »Verinselung« der Kindheit (Zeiger 1983), die mit Blick auf die Gefahren des Straßenverkehrs so etwas wie eine »Transportkindheit« zwischen einem Ort der Frühförderung zum nächsten nach sich zieht, daß die Familienmanagerin gleich mehrfach als Transportband eingefordert ist.

Dieses Institutionenwirrwarr standardisiert den biographischen Handlungsrahmen nach je eigenen Funktionsprinzipien, und wiewohl die »entries« in diese Positionen individuell oftmals auf passive Entscheidungsprozesse zurückgehen – eben das Ehepartner- oder Elternpfleger- (bzw. Pflegerin-)Werden, ohne vorher gefragt zu sein, oder die Statuspassage zur Elternschaft eines schulpflichtig gewordenen Kindes in unregelter Halbtagsschulgesellschaft, ohne sich für diese Art der »Betreuung« entschieden zu haben – bedeuten sie doch lebensbiographisch die temporäre Zunahme/Erweiterung von Verpflichtungsmustern, deren Beginn, Umfang und Ende schwer vorhersehbar sind. Die daraus resultierenden Anforderungen dynamisieren persönliche Zeit und Aufwendung je nach Statuspassagen des Abhängigen und machen das Management der eigenen Biographie umso schwieriger, je mehr Personen ins individuelle Netz aufgenommen wurden.

Halten wir also fest: Individualisierung, verstanden als Ausgang aus familialem Verband, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Veränderungen von Familie Kontextinstitutionen nach sich gezogen haben, die nun ihrerseits an den Füßen von Familienmitgliedern kleben und zur Ökonomisierung bereitgestellter externer Dienstleistungen die innerfamiliäre Differenzierung in erwerbs- und nichterwerbszentrierte Lebensläufe bevorzugen. Dies geschieht aus Sicht der Institutionen allerdings, ohne klare Trennlinien im privaten Management des Haushalts vorauszusetzen. Schärfere noch formuliert: Aus der

Konfigurationslogik der Institutionen des Erwachsenenverlaufs ist die Geschlechtszugehörigkeit der für ihre Belange zur Verfügung stehenden Personen gänzlich irrelevant. Gesellschaftsstrukturell aber ebenso bedeutsam ist, daß die Beibehaltung der Institutionenlogiken von der Gestaltung der Einzelbiographie als Paarbeziehung abhängen. Aus dieser Perspektive erweist sich die Geschlechterstruktur im Berufsbildungssystem als hoch funktional. Sie bereitet jene Gestaltung von Entscheidungen auf der familialen Beziehungsebene vor, die ihrerseits – um es in Abwandlung der These vom *doing gender* (West/Zimmerman 1987) zu formulieren – das *doing life course difference* der Anliegerinstitutionen erleichtert. Daß sich das reproduktive, institutionelle Arrangement an das weibliche, nicht männliche Geschlecht bindet, ist aber nichts mehr und nichts weniger als gesellschaftliche Konvention – wenn auch keineswegs zuletzt gesichert über die historisch verfestigte Programmstruktur in der Beruflichen Bildung und dem geschlechtsspezifisch segregierten Beschäftigungssystem. Denn formal: Auch Männer werden Väter schulpflichtiger Kinder, bekommen pflegebedürftige Eltern, werden Großväter. Indem familiäre Versorgungsleistungen, die als Unterbrechungsmarker des Erwerbsverlaufs wirken, aber familienintern und erwerbsarbeitsrational der weiblichen Hälfte der Gesellschaft zugeschoben sind, sichern sie im männlichen erst Erwerbskontinuität, eröffnen und stützen dessen Marktverbleib. Sie fangen die per Bildung und Berufssystem geschlechterdifferenten Individuen hinter ihrem (scheinbar) individualisierten Rücken als aufeinander verwiesene Paarbeziehung wieder ein.

Hagestad (1992) bezeichnet diesen Typus von Statuspassagen entsprechend als »counter transitions«, als »Gegen-Passagen«, da sie jene Ablaufmuster der Statuspassagen, die den Regeln der marktzentrierten Biographie folgen, für Frauen außer Kraft setzen. Die Bedeutung dieser »Gegen-Passagen« für die gesellschaftliche Strukturierung lebenslauffrelevanter Organisationen erschließt sich aber erst, wenn wir die Anliegerinstitutionen an Familie als Teil externer Biographieplanungsgestalter der Moderne ernst nehmen und erkennen, daß sie von ihrem Interventionscharakter her Zeit- und Beziehungserfordernisse in den Individualverlauf einschreiben und den konsekutiven Lebenslauf der diese Planungsgeber koordinierenden Personen in konfigurative Mehrdimensionalität zerlegen.

Diese Mehrdimensionalität, aus der Spezialisierung ehemals familialer Funktionen entstanden und zur Entlastung von Familie unabdingbar weiter ausgebaut, ist ebenso Kennzeichen der Moderne wie die Standardisierung individueller Existenzsicherung durch die Verknüpfungsgrogrammatik von Bildung, Arbeitsmarkt und Verrentung, d.h. die Dreiteilung des Lebenslaufs in

jeweils erreichte und aufeinander verwiesene Statuspositionen in der Vorerwerbs-, Arbeitsmarkt-, Ruhestandsphase (Kohli 1989). Wir kommen also nicht umhin zu konstatieren, daß wir es hinsichtlich des Lebenslaufs bei genauer Betrachtung mit zwei Typen institutional gestützter Strukturierungsprinzipien zu tun haben: einerseits die des biographischen Ablaufprogramms von Bildung, Arbeitsmarkt, Verrentung, die sich lebensbiographisch wie Perlen aneinanderreihen und die ich in Unterscheidung zu den familialen Anliegeninstitutionen als Abschnittsinstitutionen bezeichne, und jenes Programm intra- und intergenerationaler Existenzsicherung, das von seiner Konfigurationslogik her die Perlen durcheinanderwirft. Beide, die an arbeitsmarktrelevanten Leistungszertifikate ebenso wie die an personale Beziehungen gebundenen, fungieren als gesellschaftliche Basisligaturen, und beide nutzen Geschlechterzuschreibungen, beide gesellschaftliche Ordnung regelnd, und beide biographische Regelungen produzierend, für den männlichen wie den weiblichen Part. Nehmen wir beide Gestaltungsprinzipien sozialstrukturell ernst, ist festzustellen: Nicht nur *Individualisierung* sondern zugleich *Beziehungsstrukturierung* stehen im Mittelpunkt der Institutionenverfaßtheit des Lebenslaufs.

Nicht zu übersehen ist, daß daraus erhebliche Widersprüche der Moderne zwischen Programm des Lebenslaufs als abhängig von Eigenverantwortung, Management der eigenen Biographie, Planungsverpflichtung (Beck 1986) und seinen spezifischen Einlösungschancen unter Bedingungen des ungleichen Geschlechterverhältnisses in der Familie resultieren.

4. Schlußfolgerungen

Die Verknüpfung von institutional kontextualisierter Familie *und* Beruf im männlichen Lebenslauf und institutional kontextualisierter Familie *gegen* Beruf im weiblichen hat den Effekt, daß weibliche Lebensläufe heute weit mehr als männliche die Summe unterschiedlicher und lebenslaufstandardisierender institutionaler Zugriffe verkörpern, aber auch, daß Familie an weit mehr Orten als dem ihrer konkreten Organisation institutionalisiert ist. Die notwendige theoretische Erweiterung für die Forschung liegt darin, Familie und mit ihr die übrigen Institutionen des Lebenslaufs – also auch Bildung, Beruf und das Institutionengeflecht außerfamilialer care-Leistungen – konfigurationstheoretisch aufzuschlüsseln. Um also eine angemessene Perspektive auf lebenslaufgestaltende und Biographien standardisierende Institutionen zu gewinnen, ist es notwendig, Modernisierung nicht, wie üblich, mit Blick auf Freisetzung-

prozesse aus traditionellen Bindungen zu analysieren, sondern zugleich den Verbund von sich ausdifferenzierenden Teilfunktionen und ihre institutionale Sicherung per Beziehungsstrukturierung zu sehen und nach den Verbindungselementen und Spannungen innerhalb und zwischen diesen Arrangements zu fragen.

Konfigurationstheoretisch zeigt sich Familie als zentrale, gesellschaftliche Integrationsklammer von institutionalen Partizipal-Logiken, deren gesamtgesellschaftliche Funktionsweise auf der Stabilisierung von Differenz zwischen den Geschlechtern beruht. Familie, wiewohl sie sich aus individueller Perspektive aufzulösen beginnt und in der Tat als Reproduktions-, Sozialisations- und Allokationsinstanz an gesellschaftlicher Bedeutung verliert, gewinnt zugleich an sozialstruktureller Relevanz für die Integration der Organisationsprinzipien der Gesellschaft. Sie erweist sich als Dreh- und Angelpunkt der Synchronisation institutionaler Ablauflogiken, verfügt über Eigendynamik im Rahmen eines exogen bestimmten Gestaltungsspielraums und sichert als Scharnier und Schaltstelle des individuellen Managements das Funktionieren des Zusammenspiels von Institutionen, die den Individualverlauf als Geschlechterbeziehung gestalten. Die internen und externen Klammern von Familie haben sich beträchtlich verschoben. In entliehener Selbstbestimmung stabilisiert, hat sie den anderen Institutionen ihren Stempel aufgedrückt – und folgt deren Logiken doch zugleich.

Doch wir neigen dazu, diese Eheschließungen mit anderen Institutionen immer nur partiell, sektoral und individuell zu sehen. Schon hinsichtlich des Verhältnisses von Leistungs- und Zuschreibungsstatus spricht Mary Douglas (1986) von »sozial strukturiertem Vergessen«, das um so wirksamer gesellschaftliche Legitimationsmechanismen von Exklusion unterstützt. Gleiches gilt für die Ausblendung von Familie für den männlichen Part, die Überbetonung von Familie für den weiblichen, und gesamtgesellschaftlich die Unterbelichtung von Familie im institutionalen Konfigurationsverbund der Moderne.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986), Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1980), Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt.

- Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar (1996), *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin.
- Braemer, Gudrun (1996), *Frauenleben im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie. Dokumentation der Fachtagung »Höhenflug und Bauchlandung«, Gleichstellungsstelle (ZGF) (Hrsg.)*. Bremen.
- Braun, Frank/Gravalas, Brigitte (1980), *Die Benachteiligung junger Frauen in Ausbildung und Erwerbstätigkeit*. München.
- Douglas, Mary (1986), *How institutions think*. New York.
- Engelbrech, Gerhard (1991), *Frauenspezifische Restriktionen des Arbeitsmarktes – Situationsbericht und Erklärungsansätze zu Phasen des Berufsverlaufs anhand von IAB-Ergebnissen*. In: Karl Ulrich Mayer/Jutta Allmendinger/Johannes Huinink (Hrsg.), *Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie*. Frankfurt/New York: 91-118.
- Frackmann, Margit/Schild, H. (1988), *Schulische Berufsausbildung. Bilanz und Perspektiven. Gutachten für die Max-Träger-Stiftung. MTS-Skript 1*. Frankfurt/M.
- Gerson, Kathleen (1993), *No man's land. Men's changing commitments to family and work*. New York.
- Giddens, Anthony (1995), *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.
- Hagestad, Gunhild O. (1992), *Assigning Rights and Duties: Age, Duration, and Gender in Social Institutions*, in: Walter R. Heinz (ed.), *Institutions and Gatekeeping in the Life course. Status passages and the Life course*. Vol. III. Weinheim: 261-280.
- Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (1993), *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg.
- Kleinau, Elke/Mayer, Christine (1996) (Hrsg.), *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen*. Weinheim.
- Kohli, Martin (1989), *Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie*, in: Dietmar Brock/Hans-Rudolph Leu/Christine Preiß/Hans-Rolf Vetter (Hrsg.), *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel*. München: 249-278.
- Krüger, Helga (1991), *Berufsbildung und weiblicher Lebenslauf. Das Ende einer langen Tradition – der Neubeginn für Ausbildung und Beruf?* in: Ursula Rabe-Kleberg u.a. (Hrsg.), *pro Person*. Bielefeld: 19-35.
- Krüger, Helga (1992) (Hrsg.), *Frauen und Bildung. Wege der Aneignung und Verwertung von Qualifikationen in weiblichen Erwerbsbiographien*. Bielefeld.
- Krüger, Helga (1995), *Prozessuale Ungleichheit. Geschlecht und Institutionenverknüpfung im Lebenslauf*, in: Peter A. Berger/Peter Sopp (Hrsg.), *Lebenslauf und Sozialstruktur. Sozialstrukturanalyse 5*. Opladen: 133-153.
- Krüger, Helga/Born, Claudia/Einemann, Beate/Heintze, Stine/Saifi, Helga (1987), *Privatsache Kind – Privatsache Beruf. »... und dann hab' ich ja noch Haushalt, Mann und Wäsche!« Zur Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern in unserer Gesellschaft*. Opladen.

- Landenberger, Margarete (1993), Pflegenotstand hausgemacht? Zur Berufssituation der Pflegekräfte, in: Bundesinstitut für Berufsbildung (Hrsg.), Gesundheits- und sozialpflegerische Berufe – Entwicklungstendenzen und Lösungswege. Berlin: 55-64.
- Levy, René (1977), Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive. Stuttgart.
- Liegle, Ludwig (1988), Freie Assoziationen von Familien, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis/Michael Wehrspaun (Hrsg.), Die »postmoderne Familie«. Konstanz: 98-115.
- Offe, Claus (1984), Arbeitsgesellschaft. Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt/New York.
- Pavis, George (1951), Pour et Contre la Femme. 336 pensées recueillies par George Pavis et illustrées par John Buckland Wright. Editions à la belle étoile. L. J. C. Boucher – La Haye.
- Schlüter (1987), Neue Hüte – alte Hüte? Gewerbliche Berufsbildung für Mädchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf.
- West, Candice/Zimmermann, Don H. (1987), Doing Gender, in: Gender and Society (Quarterly) 1/2. Beverly Hills/London/New Dehli: 125-151.
- Zeiber, Helga (1983), Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945, in: U. Preuss-Lausitz u.a. (Hrsg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem 2. Weltkrieg. Weinheim/Basel: 176-194.